

Illustrierte Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

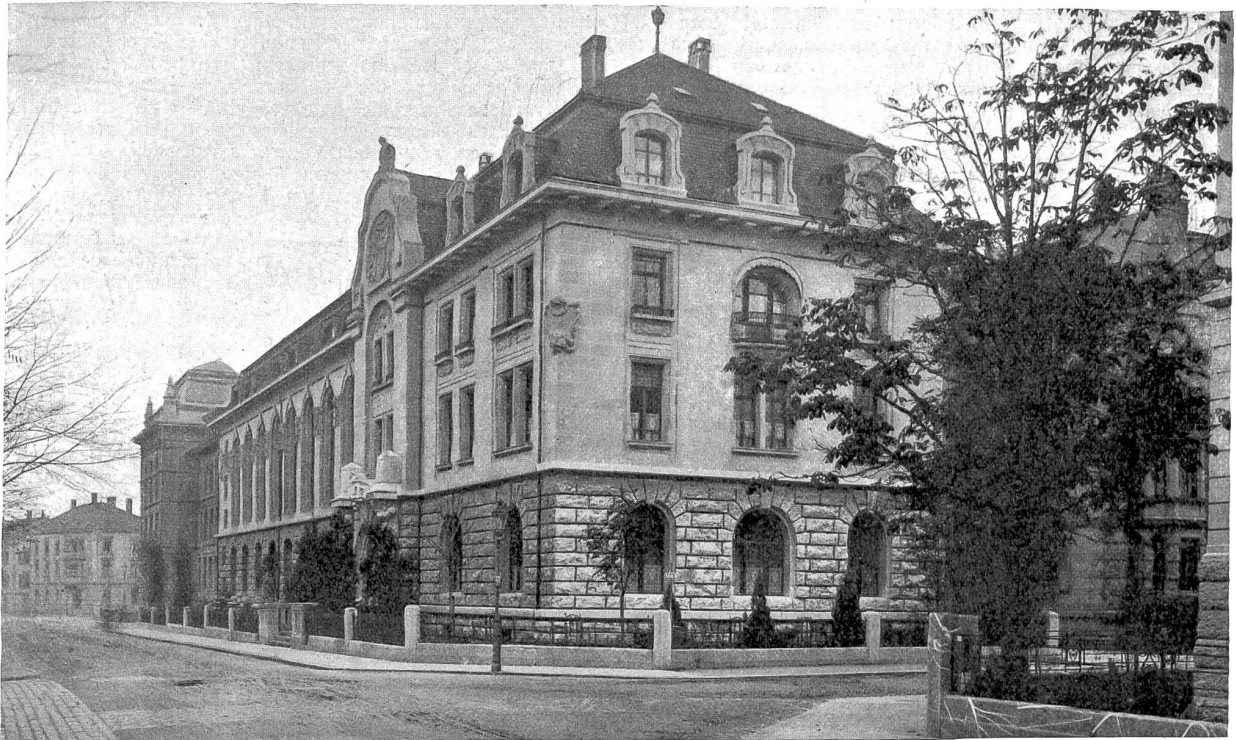
PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Stadtbibliothek „Dadiana“ in St. Gallen. Phot. Anton Krenn, Zürich.

Politische Uebersicht.

Die Gemütlichkeit auf unserer schönen Erde läßt je länger je mehr zu wünschen übrig. Wo sollen wir hin, wenn unser Planet gar noch in Krämpfe verfällt und alles wankt, was uns bisher wenigstens gegen die Elemente Schutz geboten? Diese Frage ist uns erschreckend nahegetreten, als am 16. November ein Erdbeben vierten oder fünften Grades den Boden unter unsern Füßen unheimlich bewegte. Eine Antwort haben wir nicht gefunden und nur damit uns beruhigen können, daß denn doch in unsern Breiten kaum in jedem Menschenalter einmal ein derartiges Naturereignis zu beobachten war.

Die Marokkopolitik der deutschen Regierung hat im Reichstag eine vernichtende Kritik erfahren. Das kam aber nur daher, weil die Herren Abgeordneten keine blasse Ahnung hatten von den Schwierigkeiten und Gefahren, welche die Verhandlungen mit Frankreich so außerordentlich komplizierten und immer wieder ins Stocken brachten. Erst in der Budgetkommission wurde den Vertretern des Volkes endlich klarer Wein eingeschenkt, und dann schlug auch sofort die Stimmung um. Man erkannte, daß die deutschen Unterhändler zwar in ihrer Langmut und Ge-

duld bis an die äußerste Grenze des Erträglichsten gegangen waren, dennoch aber der Würde und Ehre des Deutschen Reiches nichts vergeben hatten — auch nicht gegenüber England, dem mit aller Deutlichkeit der

* Zürich, Ende November 1911.

Standpunkt klar gemacht worden war. Was nun aber die Reichstagsverhandlungen im Plenum besonders sensationell gestaltet hatte, das war die Mitwirkung des Kronprinzen, der als Tribünenbesucher in einer höchst ostentativen Weise den Rednern der Opposition seinen Beifall bezeugt und besonders die wilden Schreien des Herrn von Hennebrand und der Laja gegen England freudig begrüßt hatte. Das ganze Haus war ob dieser Demonstration konsterniert — am meisten aber wahrscheinlich der Kronprinz selber, als er hinterdrein erfuhr, daß seine Beifallsbezeugungen eine ganz staatsgefährliche Deutung erfahren hatten. Seine Meinung unverhohlen zum Ausdruck zu bringen, mag jedem Bürger gestattet sein, nur nicht dem Kronprinzen, für den die Umkehrung eines alten Wortes gilt: Quod licet bovi, non licet Iovi!

War nun auch die Säbelkrämerei des Herrn von Hennebrand eine gar zu plumpe Wahlmache, so entsprach sie doch wohl darin



Nationalrat A. Abegg,
der Alterspräsident des Nationalrates.

einem weitverbreiteten Volksempfinden, daß man in Deutschland die Vormundschaft der Bettern über'm Kanal einmal gründlich satt zu bekommen beginnt. Zur hellen Entrüstung aber wurde diese Stimmung, als in diesen Tagen durch Enthüllungen englischer Politiker bekannt wurde, daß England tatsächlich im Begriff war, während der Marokkokrise an der Seite Frankreichs auf Deutschland loszuschlagen. Es hing an einem Haar, und wir hätten in diesem Sommer den Ausbruch des Weltkrieges erlebt, und namenloses Elend wäre heute schon das Los von Hunderttausenden von unschuldigen Opfern einer frivolen Kabinettpolitik. Daß es nicht dazukam, ist einzig und allein Deutschland zu verdanken, welchem dafür alle Anerkennung gebührt. Aber soviel ist sicher, daß die Kluft zwischen Deutschland und England heute tiefer ist denn je und daß ein kaum mehr zu besetztes Mißtrauen auch im günstigsten Falle von der schweren Krisis dieses Sommers zurückbleiben wird.

Der Krieg um Tripolis drohte in diesen Tagen allmählich zu versumpfen, buchstäblich — durch den Einbruch der Regenzeit — und auch figürlich durch die Verlegenheiten Italiens, die ihm seine ganz und gar ungenügende politische Vorbereitung des Feldzuges bereiten. Ein besonderer Artikel in dieser Nummer soll über den Fortgang des Krieges einigermaßen orientieren.

Und China steht noch in hellen Flammen. Unberechenbar sind die Wirkungen und Folgen dieses elementaren Ausbruchs

der politischen Leidenschaften im Himmlischen Reiche. Sie droht nun doch auch den Fremden verhängnisvoll zu werden, nachdem man durch die streng korrekte Haltung der Revolutionäre erst in die Hoffnung gewiegt worden war, es möchte diesmal der fremdenfeindliche Charakter der Bewegung ganz ferngehalten werden. Einmal geweckt, lassen sich die Rasseninstinkte nicht mehr zügeln, und jetzt schon mußten eine Anzahl Europäer den Haß des gelben Mannes mit dem Leben bezahlen.

Nicht genug an China und Marokko, an Tripolis und dem englischen Kriegsfuror ließ auch noch ein russisches Ultimatum an Persien ein weiteres gefährliches Kriegsfeuer in Vorderasien befürchten. Durch den Rücktritt des persischen Kabinetts und die Unterwerfung der neuen Regierung des jungen Schah unter die russischen Forderungen ist wenigstens diese Affäre

einweilen geregelt. Es bedurfte auch ihrer wirklich nicht mehr, um uns zum Bewußtsein zu bringen, wie himmelweit wir noch entfernt sind von dem Zeitalter des ewigen Friedens und wie hinfällig und wertlos alle Verträge und Schiedsgerichtsklauseln und sonstigen Hemmungen werden, wenn nach langer Friedenszeit wieder einmal die Kriegslust in den Kabinetten erwacht. Man hatte sich allzu lange an den Gedanken gewöhnt, daß Kabinettskriege im zwanzigsten Jahrhundert zu den Unmöglichkeiten gehören werden. Die englisch-deutsche Spannung während der Marokkokrise zeigte mit unmißverständlicher Klarheit die Haltlosigkeit einer solchen Illusion.



Das Ehepaar Paderewski im Park des Schlosses Rioud bei Morges.
Phot. Anton Krenn, Zürich.

Totentafel * (vom 5.—20. November 1911). Reichlich ist die Ernte des Todes in diesen Herbsttagen; wir können der Vergewigten nur in knapper Kürze gedenken.

Am 5. November starb in Würzburg Professor Philipp Stöhr, der 1889—1897 Professor der Anatomie an der Hochschule Zürich gewesen.

Am 6. November in Bern im 69. Altersjahr Joseph Wiktoria Widmann, dem schon die letzte Nummer einen ehrenvollen Nachruf gewidmet hat.

Ebenfalls am 6. November in Lausanne, im Alter von 78 Jahren, Kantonsrichter Henri Gardon, ferner in Neuenburg (Grandchamp) ein tapferer Vorkämpfer gegen den Alkoholismus, Jakob Heß, nach wohlwollbrachtem Tagewerk im 83. Lebensjahr.

Am 7. November in Lausanne der feine Neuenburger Maler Edmond de Pury, 66 Jahre alt.

Am 11. November in Zollikon bei Zürich alt Kreisingenieur Rudolf Hoh, ein angesehenener Bürger und Staatsbeamter, seines Alters 75 Jahre.

Am 13. November in Luzern, 75jährig, Sanitätsratspräsident und Bezirksrichter Dr. Heinrich Attenhofer, ein Bruder des Bundesrichters Attenhofer; er hatte in jüngeren Jahren eine ausgedehnte Praxis als Arzt in Sursee.

In Zürich entschlief am 13. November sanft und uner-

wartet für die Seinen und die ihn hochschätzende Stadt Herr alt Pfarrer Hans Friedr. Forrer, der im weitem Vaterland besonders als eifriger Förderer des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins bekannt geworden war. Er erreichte in seltener und beneidenswerter Frische und Rüstigkeit ein Alter von 82 Jahren.

In Bern am 15. November an einem Herzschlag Adolf Buri, stellvertretender Direktor der Zweiganstalt Bern der Nationalbank.

Vom 16. November sind zu erwähnen: Geheimer Hofrat Dr. ing. Engelbert Arnold, Professor an der technischen Hochschule in Karlsruhe, geboren am 7. März 1856 zu Schlierbach im Kanton Luzern; Ingenieur Edward Dubied, gestorben im 57. Altersjahr zu Couvet (Neuenburg), und der bekannte Industrielle Albert Bouvier, Leiter der Strickmaschinenfabrik Couvet, im Alter von 56 Jahren.

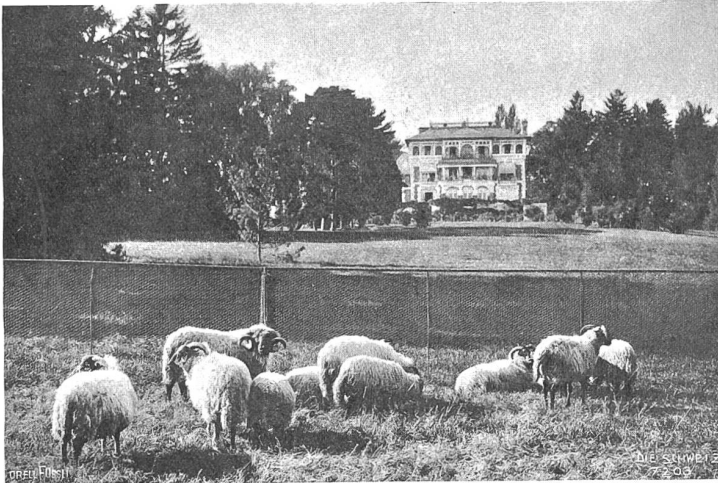
In Chur ist am 17. November an einem Schlaganfall Herr alt Regierungsrat J. J. Dedual gestorben. Er war langjähriger Führer der konservativen Partei und Vater des jetzigen Regierungspräsidenten Dedual.

Endlich zu Muri im Aargau am 20. November der Lehrerveteran J. B. Schärer, im Alter von 82 Jahren. Er war noch ein Schüler Augustin Kellers.

Das Erdbeben vom 16. November.

In der Nacht vom 16. auf den 17. November, Donnerstag nachts 10 Uhr 26 Min. 10 Sek. erfolgte ein vom Kanton Wallis bis zum Bodensee, vom Luganersee bis Basel deutlich spür-

bares Erdbeben. Die beiden Hauptstöße, in der Richtung von Westen nach Osten verlaufend, erreichten namentlich in der Ostschweiz bis nach Konstanz hinüber eine Stärke, die genügte,



Schloß Rioud Bossou bei Morges. Phot. Anton Rrenn, Zürich.

Ramine herunterzuwerfen, Häusern Sprünge beizubringen und in den Wohnungen allerlei Mötria zu treiben. In Basel, Zürich und Winterthur kam es in den Theatern zu Paniken, die wunderbarerweise alle glimpflich abließen und nirgends Menschenleben vernichteten. Besonders Konstanz, das für das Beben das Epizentrum gebildet zu haben scheint, erlebte eine unheimliche Nacht; von Zürich her war wenige Stunden nach den Erdstößen die alarmierende Nachricht eingetroffen, hier seien vierzig Menschen durch einstürzende Häuser erschlagen worden und schon für die nächsten Stunden seien neue Erdstöße zu erwarten. Viele zogen vor, die Nacht im Freien zuzubringen, und erst gegen Morgen legte sich die Aufregung.

Fast übereinstimmend wurden überall drei starke, kurz nacheinander folgende Stöße verspürt, doch erfolgten nach den Instrumenten der schweizerischen Erdbebenwarte in Zürich nicht weniger als 55 Stöße, die in 110 Sekunden erfolgten. Die stärksten Stöße warfen an zwei Apparaten die Federn ab, ein Vorgang, der zum Schutz vor direkter Beschädigung der Instrumente bei zerstörenden Schwingungen vorgesehen ist. Im ganzen, berichtet Dr. de Quervain, haben die Apparate, die für die Aufzeichnung der ganz leichten alpinen Beben angebracht sind und entsprechend fein noch für Bodenbewegungen bis zu $\frac{1}{4000}$ Millimeter herab justiert sein müssen, auch in diesem extremen Ausnahmefall die Probe bestanden. Der Hauptstoß erfolgte in Zürich 10 Uhr 26 Min. 23 Sec.

Prof. Michael, Landesgeologe und Professor der Bergakademie in Berlin, bezeichnet das Beben seiner Stärke nach — man unterscheidet zehn Klassen — als ein solches siebenter bis achter Klasse. Nach seinen Beobachtungen befand sich das Zentrum der Bewegung in Basel und Zürich. Hier stoßen die jungen Falten der Alpen an das Massiv des Schwarzwaldes, und von dort verläuft die Bebenlinie auf verschiedenen Wegen, die durch das Auftreten von seismologischen Bewegungen seit langem gekennzeichnet sind, nämlich: die Rheinlinie, etwa von Freiburg i. Br. bis Frankfurt a. M.; der südliche Abbruch der Rauhen Alp gegen die oberdeutsche Hochebene bei Sigmaringen und die nördliche Abdachung der Rauhen Alp. Daß gerade hier die Wirkungen besonders stark waren, hat wohl darin seinen Grund, daß sich in den Jura- und Triaschichten von ausgelaugten Gips- und Salzstöden herrührende Hohlräume vorfinden, die nun durch die tektonische Bewegung zu Bruch gegangen sind. Denn in den vorliegenden Fällen handelt es sich nicht um vulkanische, sondern um tektonische Beben, d. h. solche, die durch Versten und Verschiebungen in der Erdkruste entstehen. In verschiebenen der genannten Punkte sind schon in früherer Zeit derartige tektonische Beben beobachtet worden; diesmal indessen nahmen sie

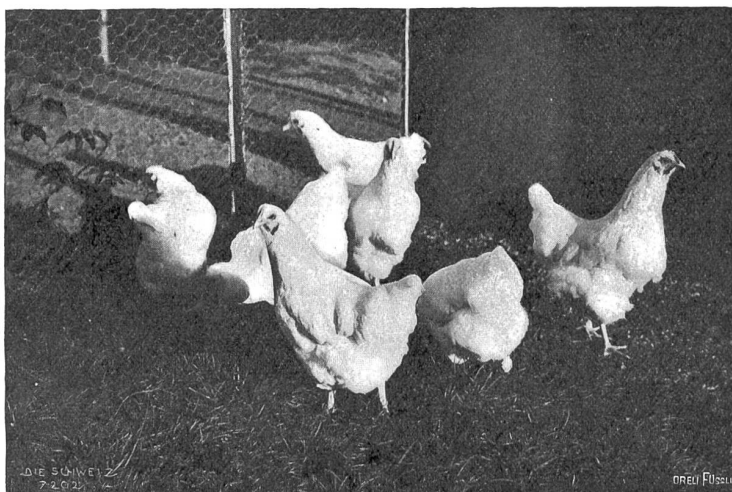
einen an Raum und Stärke weit größeren Umfang ein.

Interessant sind auch die Ausführungen von Dr. Maurer, Direktor der schweizerischen meteorologischen Zentralanstalt, über die tektonischen oder Dislokationsbeben. Gebiete mit tektonischen Stoßlinien sind namentlich das Veltlin und Engadin, Mittelbünden, Chur, das St. gallische Rheintal, Unterwallis und der Winkel zwischen Jura und Alpen, weiter Gebiete der Juraseen, speziell Grandson, Neuenburg, St. Blaise, endlich eines der bekanntesten, das aus dem Rheintalgraben über Basel der Rheinlinie entlang durch das Oberelsaß gegen die Pfalz sich hinunterzieht. Das große Basler Beben im Jahre 1356 ist eine der schrecklichsten Erscheinungen gewesen aus diesem letzten Zentrum. Naturgemäß sind solche Dislokationsbeben vor allem an Erdräume gebunden, wo in geologisch jüngerer Zeit durch Faltungen des Erdmantels Gebirge entstanden sind, während in großen Tafelländern selten Erschütterungen beobachtet werden. Von den rund 180,000 bekannt gewordenen Erdbeben fallen z. B. nicht weniger als 90 Prozent auf solche Dislokationsbeben am Mittelmeergebiet und im pazifischen Becken. X

Paderewski in seinem Heim.

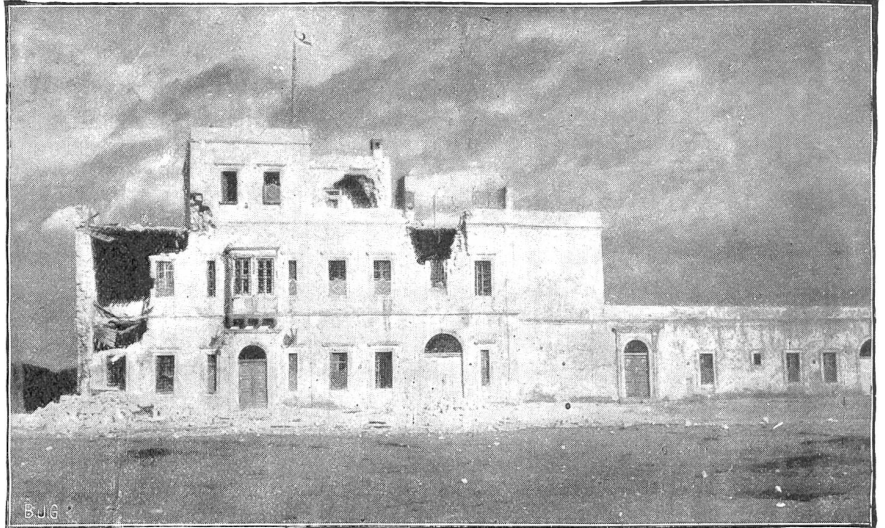
Etwa eine Viertelstunde westwärts von Morges liegt inmitten eines ausgedehnten, von prächtigen alten Bäumen bewachsenen Parkes ein schmales schloßähnliches Gebäude, das sich Fouche, der einstige Polizeiminister Napoleons I., nach seiner Verbannung aus Frankreich als Ruhesitz erbauen ließ, das er aber wegen seines frühen Todes nicht mehr bewohnen konnte. Doch blieb es bis in die neueste Zeit im Besitz seiner Gattin, der Herzogin von Otranto und ihrer Nachkommen. Seit etlichen Jahren residiert dort ein anderer Großer, der berühmte Geigekönig Jan Ignaz Paderewski. Der hervorragende Virtuose, den seine großen Vortragsreisen hauptsächlich nach überseeischen Ländern führen, bringt dort alljährlich einige Monate zu, die seiner Erholung und seiner in den letzten Jahren sehr fruchtbaren kompositorischen Tätigkeit gewidmet sind.

Das Westufer des Genfersees zwischen Morges und Genf ist berühmt wegen seiner herrlichen Landschaft, die sich dort vorfinden; „Rioud Bossou“, wie sich das Besitztum Paderewskis nennt, ist wohl eines der herrlichsten. Von der hochgelegenen Schloßterrasse schweift der Blick über den Park und die fruchtbaren Nebgelände der La Côte hinunter auf die mit den schöngeformten weißen Seglern belebte Seefläche und hinüber auf die zackigen Savonerberge, über welche die weißglänzende Pyramide des Montblanc majestätisch emporragt. Wer übr-



Hühnergruppe im Park des Schlosses Rioud Bossou. Phot. Anton Rrenn, Zürich.

gens in dem großen Schloßpark einen kunstvoll gepflegten Herrschaftsgarten sucht, wird enttäuscht sein; denn abgesehen von der nächsten Umgebung des Hauses hat man der Entwicklung der Natur wenig Gewalt angetan und gerade dadurch erreicht, daß der prächtige alte Baumbestand wirkungsvoll blieb. Ein großer Teil des Gartens ist den persönlichen Liebhabereien des Hausherrn und der Hausfrau eingeräumt worden. Paderewski hat sich im Lauf der zwölf Jahre, seit er Besitzer des Gutes ist, eine Edelobstplantage angelegt, die ihresgleichen in Europa suchen dürfte. Ueber zehntausend Zwergobstbäume aller Edelsorten der Erde hat er dort bereits angepflanzt, und immer noch vergrößert er diesen Teil des Gartens, der seinem Lieblingsport gewidmet ist. Es ist zur Herbstzeit ein köstliches Wandern durch die überreich mit den schönsten Früchten behangenen Spalierre. Der Clou der ganzen Anlage aber ist ein riesiges Treibhaus, in welchem Hunderte von Trauben von ungeheurer Größe, mit Beeren so groß wie ein Daumen, gezo-gen werden. Da der glückliche Besitzer diesen überreichen Segen natürlich nicht allein genießen kann, werden sowohl Obst wie Trauben an Händler und Liebhaber ver-sandt. Wie geschätzt diese seltenen Produkte sind, zeigen die außergewöhnlichen Preise, die dafür bezahlt werden; für die Trauben werden per Kilo 5—6 Franken bezahlt, und dabei wiegt eine einzige oft mehr als ein Kilogramm! Dicht anstehend an den Rapon des Hausherrn liegt auch das Lieblingsrevier der Hausfrau, ein ausgedehnter Hühnerhof. Während wir durch die Obstspalierre wandern, eilt nebenan

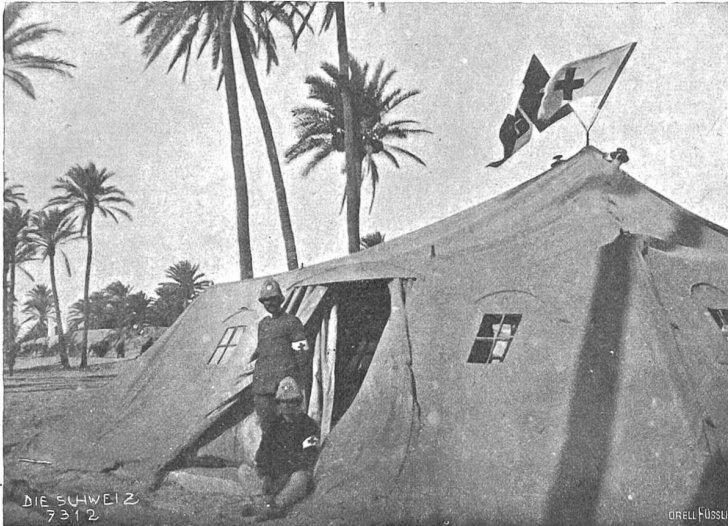


Das zerstörte türkische Gouvernementsgebäude in Benghal.



Bewaffnete italienische Samariter in Tripolis. Phot. J. Brocherel.

eine Dame in weißer Armeeschürze und mit weißem Kopftuch geschäftig von Verschlag zu Verschlag: Madame Paderewski. Sie ist auf ihr Reich nicht minder stolz als ihr Gatte auf das seine. Auch sie hat auf den Reisen durch die Welt, auf denen sie den Gatten überallhin begleitete, ihrer Liebhaberei nachgelebt und gleich, als gebe es eine neue Arche Noah zu bevölkern, von jeder Hühnerrasse ein Paar zur Fortpflanzung mitgebracht. Da gibt es alle Farbenabstufungen, von den fehlerlos schneeweißen bis zu den pechraben-schwarzen, mit befiederten und nackten Beinen, mit grad aufstehenden und hängenden Schwänzen, „Gügge!“, die aussehen, als wären sie der Köchin beim Rupfen entsprungen, und daneben wieder wirklich majestätische Repräsentanten ihrer Rasse. Im ganzen zählt diese gackernde Stadt an die tausend In-fassen, und über jeden weiß Madame Bescheid; denn der Zweck dieser Hühnerkolonie ist nicht, einen möglichst hohen Ertrag zu erzielen, sondern die Fortpflanzung und Züchtung. Die schönsten Tiere gehen wieder in alle Welt, werden auf den Ausstellungen in England und Amerika bewundert und verkauft. Frau Paderewski darf sich auch rühmen, die teuersten Hühner der Welt zu besitzen. Sie erwarb vor etwa zwei Jahren von einem in der Nähe von Kansas-City niedergelassenen deutschen Farmer zwei Hühnerpaare und einen Hahn für den Preis von 38,000 Franken!! Sie gehören zur Gattung der Dr-pingtons, einer Kreuzung aus einer englischen und einer chine-sischen Rasse, und sie zeichnen sich durch ein prächtiges, flecken-weißes Gefieder aus. Man muß allerdings die Gattin Pade-rewskis sein, um sich einen solchen Luxus leisten zu können. Aus den zwei Hühnerpaaren wurden bereits sechs ebenso prächtige Nachkommen gezogen, die die nächstjährigen großen Ausstel-lungen zieren werden und deren Preis dann wohl ebenfalls eine stattliche Zahl sein wird! Betritt man endlich das Innere des Herrschaftshauses, so wird man von allen Seiten an das Künstlertum des Besitzers wie an seine Nationalität erinnert. Trotz der reichen Ausstattung herrscht überall eine vornehme Eleganz. Prächtige Musikinstrumente, Geschenke, Widmungen und Porträts hoher Verehrer des Künstlers, Gemälde und Erinnerungstücker aus der nationalen Geschichte schmücken die Räume. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß Paderewski ein glühender Anhänger des polnischen Volks-tums ist, und wenn er auch öffentlich selten hervortritt, so betätigt er seine Gesinnung um so stärker im stillen, indem er einen beträchtlichen Teil seines fürstlichen Einkommens der Förderung der nationalen Bestrebungen und der Unter-stützung bedürftiger Landsleute widmet. Er genießt daher bei seinem Volke auch unbegrenzte Verehrung, und nicht ganz zu Unrecht hat man ihm den Titel eines „ungekrönten Königs der Polen“ beigelegt. Er selbst zeigt aber so gar nichts von un-nahbarer Majestät, von gönnerhafter Herablassung, wie sie sonst vielen Großen eigen ist. Paderewski wie seine muntere Gattin geben sich mit ungezwungener, beinahe bescheiden zu nenn-



Italienisches Feldlazarett in Tripolis. Phot. J. Brocherel.

der Liebenswürdigkeit gegen ihre Gäste, sodas man beim Scheiden den Eindruck mitnimmt, nicht nur einen großen Künstler, sondern auch zwei freundliche, prächtige Menschen kennen gelernt zu haben.

A. K.

Aktuelles.

* **Die Eroberung von Tripolis.** Unsere Bilder versehen den Leser auf den nordafrikanischen Kriegsschauplatz, der schon Ströme von Blut getrunken hat, trotzdem aber heute noch nicht im unbestrittenen Besitze Italiens ist. Der Gouverneurspalast von Benghasi ist von der italienischen Flotte am 19. Oktober zusammengeschossen worden. Das italienische Feldlazarett und die bewaffnete Sanitätsmannschaft rufen den blutigen Charakter dieser Eroberung besonders in Erinnerung. Gewehrtragende Sanitäter sind eine Neuerung, wie noch manches, was der Tripolisfeldzug gezeitigt hat; ganz naiv kann ja beispielsweise die offizielle „Tribuna“ melden, daß die Araber, welche die Leichen auf dem Schlachtfeld einsammeln und begraben wollten, durch Kanonenschüsse vertrieben worden seien, während es sonst auch bei unzivilisierten Völkern Sitte war, die Bestattung der Leichen des Gegners nicht zu stören. Auch der massenhafte Wegtransport von Kranken aus dem Spital und von türkischen Militärärzten gehört zu diesen Sonderbarkeiten. Hassuna Pascha Karamalli, der Vizegouverneur von Tripolis, ist der Sprößling des alten Seeräubergeschlechtes von Tripolis, das von der Türkei depossidiert worden ist. Die Gutmütigkeit der Türken, ihm den Gouverneurposten anzuvertrauen, hat Hassuna Pascha mit Verrat gelohnt und schon zu Crispis Zeiten mit Italien konspiriert. Sein eigener Sohn, der bei den Türken dient, drohte ihm den Kopf abzuschlagen, wenn er wieder einmal nach Tripolis komme. Die Italiener haben ihm seine Verräterdienste mit der Verleihung der Würde eines Vizegouverneurs quittiert.

Von bedeutamen Ereignissen in diesem Feldzug ist seit dem letzten Berichte nicht viel zu melden. Die Operationen in Tripolis sind zu einem gewissen Stillstand gekommen, und die Geduld des italienischen Zeitungspublicums wird auf eine immer härtere Probe gestellt. Täglich heftiger drängt die Kriegspresse nach einem „entscheidenden Schlag“ gegen die Türkei. Da der „ranke Mann“ sich die Amputation des Fußes nicht gutwillig gefallen lassen will, so soll die dolchbewehrte „gepanzerte Faust“ ausholen zu

einem Herzstoß: die italienische Flotte soll ins Ägäische Meer eindringen, die Dardanellen forcieren und — vor Konstantinopel erscheinen, um den Frieden endlich unwidersprechlich zu diffieren. Aber der erhobenen Faust ist eine gewisse Unsicherheit anzumerken. Soll ich oder soll ich nicht? Und Italien schaut sich beständig um nach den andern Mächten, ob diese denn nun nicht einmal die Situation begreifen und der Türkei von sich aus einfach gebieten, Frieden zu schließen. Merkwürdigerweise — für Italien nämlich — wollen die Mächte das auch jetzt nicht verstehen, und von der Türkei kommt nur die höhnische Antwort: Stoß nur zu, wenn du darfst! Seit Wochen dauert nun schon dies zweifelnde Fragen: Soll ich? Muß ich? Und Italien wird ja wohl endlich müßig; denn zurück kann es mit Ehren nimmermehr.

Die unaufhörlichen Vorpostenkämpfe vor Tripolis zu verfolgen, hat keinen Zweck. Sie zeigen lediglich die unermüdliche Wachsamkeit und Kampffreudigkeit der türkisch-arabischen Truppen. Ungeheure Regengüsse und Ueberflchwemmungen haben die Italiener genötigt, ihre Vorpostenlinien noch weiter zurückzuziehen, statt daß nun endlich einmal, nachdem die Verstärkungen in so großer Zahl eingetroffen und drei italienische Generale auf dem Plage sind, ans Vorrücken gedacht werden könnte. Die Beschießung des wehrlosen Akaba an der östlichen Nordspitze des Roten Meeres durch einige italienische Panzerschiffe sieht ganz danach aus, als müßte dem Publicum daheim, dem von Tripolis immer noch keine Großtaten gemeldet werden können, doch irgend etwas geboten werden. So ist nun also aus der kleinen kolonialen Expedition über Nacht ein großer Feldzug geworden, der an das Königreich in personeller und materieller Hinsicht die größten Anforderungen stellt, und wenn Italien diese Campagne erfolgreich beenden will, so können viele Monate darüber vergehen, ehe von tatsächlichen und entscheidenden, den verfrühten Akt der Annexionserklärung nachträglich bestätigenden Erfolgen wird gesprochen werden können. Diplomatie und Generalstab haben die Schwierigkeiten des Unternehmens unterschätzt. Diese Fehler in der ursprünglichen Anlage des Feldzuges müssen nun die Soldaten gutmachen, und bei aller Kritik, die durch die Erscheinungen im großen und im Detail herausgefordert wird, muß man immer anerkennen, daß die Truppen sich standhaft zeigen und das denkbare Mögliche leisten. Ein afrikanischer Krieg gehört zweifellos zu den schwierigsten militärischen Handlungen; die Kampfweise der eingeborenen Völker reibt die Kräfte einer an diese regellose Gefechtsführung nicht gewohnten europäischen Truppe auf Tag und Nacht auf dem Qui vive sein vor plötzlichen Angriffen, vor Ueberfällen und Hinterhalten wirkt



Hassuna Pascha, der arabische Vizegouverneur von Tripolis. Phot. J. Brocherel.

furchtbar ermüdend und stellt an Offiziere und Mannschaft die höchsten psychischen und physischen Anforderungen.

Der neue Nationalrat. Am 29. Oktober fand neben den Ständeratswahlen die Gesamterneuerung des schweizerischen Nationalrates statt, dessen Zusammensetzung nunmehr, nachdem am 12. November die letzten Stichwahlen stattgefunden haben, definitiv ist. Das neue Kollegium wird auf Grund der Resultate der letzten eidgenössischen Volkszählung aus 189 Delegierten der Kantone gebildet, weist also gegenüber dem alten Nationalrat eine Zunahme um 22 auf. Auf Fraktionen verteilt, ergibt sich folgendes Bild: freisinnig-demokratische Fraktion 113, liberal-demokratische Fraktion (Zentrum) 14, sozialpolitische Fraktion (Demokraten) 5, sozialdemokratische Fraktion 15, katholisch-konservative Fraktion 28, Wilde 5. Der Nationalrat wird 46 neue Mitglieder zählen, 26 freisinnige, 3 vom Zentrum, 11 Sozialdemokraten, 6 katholisch-konservative. Von diesen 46 haben 22 ihr Mandat der Vergrößerung des Nationalrates zu verdanken, 24 sind an die Stelle anderer Abgeordneter getreten, von denen 20 infolge freiwilligen Verzichtes, 4 durch Nichtwiederwahl ausgeschieden. Unter den Zurückgetretenen finden sich auch Oberst U. Meier-Zürich, Prof. Dr. Huber-Bern, Regierungsrat Speiser-Basel und Landammann Muheim-Uri, bekannte und hochverdiente Parlamentarier, auf deren Wirken wir noch zurückkommen.

Nationalrat J. Z. Abegg, der neue Alterspräsident des Nationalrates, steht im 78. Altersjahr. Geboren am 23. Juli 1834 zu Rüschlikon im Kanton Zürich, absolvierte er in Lyon eine Seidenwebschule, trat nachher in seiner Heimatgemeinde in Stellung, wurde schon 1859 selbständig und betrieb von da an bis 1888 eine Seidenweberei, die alsdann in andere Hände überging. Schon frühzeitig wurde Abegg von öffentlichen Beamtungen in Anspruch genommen; 1868 sah er im zürcherischen Verfassungsrat, seit 1871 gehört er dem Kantonsrat an, volle achtzehn Jahre amtierte er auch im zürcherischen Erziehungsrat. Sein heimatlicher Wahlkreis wählte ihn 1887 in den Nationalrat, dem er seither ununterbrochen als Mitglied der konservativen Partei angehört hat. Hervorragende Verdienste erwarb sich Nationalrat Abegg um die zürcherische Seidenwebschule, an deren Gründung (1881) er wesentlichen Anteil nahm; vom Gründungstag an hat er mehr als dreißig Jahre lang als Präsident der Aufsichtskommission deren Geschäfte mit großer Sachkenntnis geleitet. Das Bild von Nationalrat Abegg in der heutigen Nummer stammt aus dem Jahre 1900.

Madame Curie, Professorin der Physik an der Pariser Sorbonne, wird am 10. Dezember d. J. den Nobelpreis für Chemie empfangen, der dieses Jahr 194,330 Franken beträgt. Frau Curie, die mit ihrem Mädchennamen Maria Skłodowska hieß, wurde am 7. November 1867 in Warschau geboren. Heute wohl die bekannteste Forscherin der Gegenwart, mußte sie sich aus recht kümmerlichen Lebensumständen

zu dieser Stellung emporarbeiten. Ihr Vater, Professor Skłodowski, war Physiklehrer in Warschau, und von ihm scheint sie ihre Begabung für chemische und physikalische Studien geerbt zu haben, wie sie auch unter seiner Anleitung sich bereits als Kind mit dem chemischen und physikalischen Handwerkszeug der Gelehrten befreundete. Eine Zeit lang war sie in Rußland gezwungen als Privatlehrerin ihren Lebensunterhalt zu suchen; dann vertrieben die Wirren der Revolution sie aus ihrer Heimat, und in sehr dürftigen Umständen kam sie nach Paris, wo sie durch den Physiker Lippmann einige Förderung erfuhr, sodaß sie sich ernsthaft dem Studium widmen konnte. Durch Lippmann wurde sie mit Curie, ihrem spätem Gatten, bekannt, der zu Lippmanns Lieblingschülern gehörte. Heutigen Tages wird im Zusammenhang mit dem Radium immer der Name der beiden Curies genannt; eigentlich aber mußte man sagen, daß es sich dabei um Frau Curie handelt; denn sie war es, die zuerst die Radiumwunder entdeckte und dann ihren Gatten veranlaßte, sich mit ihr gemeinsam auf dieses neue Untersuchungsgebiet zu werfen. Im Jahr 1903 wurde dem Ehepaar Curie gemeinsam der Nobelpreis zuerkannt; Prof. Curie fiel im April 1906 einem Automobilunfall zum Opfer.



Frau Dr. Curie.

Die Steinböcke im Gebiete der Grauen Hörner, die, vor etwa einem halben Jahr dem St. Galler Wildpark Peter und Paul entnommen, in den „Grauen Hörnern“ ausgefetzt wurden (siehe in diesem Jahrgang der Schweiz S. 250), scheinen sich nach dem letzten Bericht des Wildhüters in ausgezeichnete

ter Fassung zu befinden. Ein Steinbock und zwei Geißeln waren schon nach den ersten Wochen so verwildert, daß sie zu sehen zu den allergrößten Seltenheiten gehört; nur der Fährten- und Spurenkundige kann nach allerlei Strapazen über Felsen und Tannengebüsch zu ihnen gelangen. Flott gedeiht auch der Nachwuchs; die kleinen Kitzen seien schon ganz wild, meldet der Bericht, ganz im Gegensatz zur Mutter, die sich mit Brot, Salz und andern Lederbissen für einen Steinbockmagen noch immer ködern läßt zur großen Betrübnis des Wildhüters.



Steinböcke im Freien. Phot. M. Frei, St. Gallen.

Neuestes.

Unmittelbar vor Abschluß des Blattes kommt aus Bern die Nachricht, daß Bundesrat Joseph Anton Schobinger in den ersten Morgenstunden des 27. November einer Brustfellentzündung nach nur kurzer Krankheit erlegen ist. Der Verstorbene, der als Nachfolger Zemps an

17. Juni 1908 in die oberste Behörde unseres Landes gewählt wurde, hat nur dreieinhalb Jahre lang sein verantwortungsvolles Amt, zuletzt das Departement des Innern, verwalten können. Schobinger, von Beruf Architekt, war 1849 in Luzern geboren. Als führender Politiker der Konservativen kam Schobinger 1888 in den Nationalrat, den er 1904/5 präsidierte. Wir werden in der nächsten Nummer noch ausführlicher über den Lebensgang des Verstorbenen berichten. X